

# Dorit Feddersen-Petersen Hunde- psychologie

Leseprobe

[Hunde-  
psychologie](#)

von [Dorit Feddersen-Petersen](#)



<http://www.narayana-verlag.de/b2866>

Das Kopieren der Leseproben ist nicht gestattet.

Narayana Verlag GmbH

Blumenplatz 2

D-79400 Kandern

Tel. +49 7626 9749 700

Fax +49 7626 9749 709

Email [info@narayana-verlag.de](mailto:info@narayana-verlag.de)

<http://www.narayana-verlag.de>

In unserer [Online-Buchhandlung](#) werden alle deutschen  
und englischen Homöopathie Bücher vorgestellt.





## Zur Biologie der Aggression

- |  |   |
|--|---|
| <p>295 → <b>Zur Theorie des Droh- und Kampfverhaltens heute</b></p> <p>296 → <b>Aggressive Kommunikation</b></p> | <p>297 → <b>Zusammen arbeiten, zusammen leben</b></p> <p>301 → <b>Konflikte lösen</b></p> <p>302 → <b>Rangordnungsverhalten</b></p> |
|--|---|

Eine einheitliche Definition des Aggressionsbegriffs liegt nicht vor. Der Begriff subsumiert viele verschiedene Verhaltensweisen, die ein Individuum direkt oder indirekt, körperlich oder seelisch schädigen.

Es kommt vom lateinischen »aggre-dior« (an etwas herangehen, sich nähern), bezeichnet biologisch betrachtet den Erhalt von Handlungsfreiräumen bei Tieren, die in geschlossenen, hierarchisch strukturierten Gruppen leben, so wie Caniden.

»Aggredi« steht für raumzeitliches Verhalten: hier komme ich, mach Platz (wo sich ein Körper befindet, kann kein anderer sein), bezieht sich sehr oft auf die Darstellung und, falls nötig, Verteidigung eines sozialen Status.

Die Abgrenzung innerer Antrieb oder äußerer Reiz ist müßig. Es sei kurz auf zwei extreme Positionen eingegangen, die heute mehr wissenschaftshistorischen Wert haben (nach Immelmann & Scherer 1988):

Konrad Lorenz (1970) nimmt eine Extremposition in Richtung auf den Pol »innerer Antrieb« ein: Vereinfacht dargestellt geht er von der Existenz eines Aggressionstriebes aus, der ständig spontan Energie und Verhaltensneigungen für Aggression erzeugt. Nach dieser Theorie wird das tatsächliche (zu beobachtende) aggressive Verhalten aller-

dings auch erst nach Auftreten eines geeigneten artspezifischen Reizes durch den AAM (angeborenen Auslösemechanismus) geäußert, doch ist die Bedeutung dieses Auslösers in gewisser Weise zweitrangig. Je nach der Stärke der endogen (durch den Instinkt, die Erbkoordination) erzeugten Aggressionsenergie (um so stärker, je länger die letzte Auslösung des aggressiven Verhaltens durch einen Auslösereiz zurückliegt), kann der auslösende Reiz unspezifischer werden. Bei extrem aufgeregter Aggressionsenergie reicht, so Lorenz, nahezu jeder Reiz aus, um Aggressionsverhalten auszulösen, ja, im Extrem kann aggressives Verhalten sogar ohne jegliche äußere Provokation auftreten.

Die theoretische Gegenposition wird von den Reiz-Reaktions-Theoretikern eingenommen (insbesondere in der Tradition der Lerntheorien und des Behaviorismus nach Watson & Skinner 1924,1958), welche die Determinanten beobachtbarer Verhaltensweisen vorwiegend in der externen Reizung des Organismus suchen: den Umweltreizen kommt (neben Erbausstattung und Erfahrung) für sie die weitaus größere Bedeutung bei der Verhaltenssteuerung zu.

Der Streit um die Verhaltensdeterminanten in Bezug auf inneren Antrieb oder äußere Reizung ist dennoch mehr

als ein akademisches Problem oder eine Haarspalterei, denn die Folgerungen für die Verhaltensvorhersage und insbesondere die Modifikation oder Manipulation aggressiven Verhaltens sehen sehr unterschiedlich aus.

Nach Lorenz kann durch innere Antriebe verursachtes Verhalten spontan erfolgen, wenn im Organismus eine entsprechend starke Verhaltensbereitschaft vorliegt. Das aktuelle Verhalten braucht dann durch die äußeren Reize nur ausgelöst zu werden.

Die Reiz-Reaktions-Modelle besagen, dass auch die Verhaltensbereitschaft durch Umweltreize erst erzeugt werden muss. Nach Lorenz wird ständig neue aggressive Energie durch den Instinkt erzeugt, eine möglichst häufige Abfuhr dieser Energie durch auslösende Reize für relativ *harmloses* aggressives Verhalten gefordert, um die Eskalation zu verhindern, nach Ansicht der Reiz-Reaktions-Theoretiker ist dieses eine völlig verfehlte Strategie, da durch die Häufung von Auslösereizen erst recht eine aggressive Verhaltensbereitschaft erzeugt wird. Heute wissen wir, dass Aggression vielursächlich ist, vererbt wird jeweils nur eine Reaktionsnorm, gleichsam ein Angebot an die Umwelt. Ergo entscheiden innerhalb dieser Norm dann die verschiedenen Umwelteinflüsse, in welcher Weise die vom Erbmaterial ausgehenden Informationen im Einzelfall verwirklicht werden. Aggressives Verhalten muss nur als ständige Wechselwirkung von Umwelt und Erbgut verstanden werden. Zudem ist es ein hoch entwickeltes interaktives Geschehen, abhängig stets von den Aktionen und Reaktionen der Interagierenden. Deren Bereitschaft, Interaktionen bis zur Eskalation, zur Beißerei weiterzuführen, ist sehr durch Lernen beeinflusst. Die sensiblen Phasen in der Jugendentwicklung sind hier höchst bedeutsam.

## Zur Theorie des Droh- und Kampfverhaltens heute

Bezüglich des Droh- und Kampfverhaltens (Kompetition, Streit, Konflikt versus Kooperation, Zusammenarbeit) verhält sich jedes Individuum so, dass es ihm möglich ist, zu überleben und sich zu reproduzieren. Das ist der letztendliche, evolutionsbiologische Grund, der dem Verständnis nur dann dienlich ist, wenn auch die momentane Situation des Tieres betrachtet wird.

Um zu überleben und seine Gene an die nächste Generation weiterzugeben, ist es notwendig, bestimmte Ressourcen, Requisiten und Randbedingungen wie Nahrung, Unterschlupf und Fortpflanzungspartner nutzen zu können. Das einfachste Mittel, einen Konflikt zu lösen, wäre der Kampf mit dem Konkurrenten.

Unter Artgenossen einer Gruppe sind jedoch Kommentkämpfe (Kämpfe mit Turniercharakter) vorherrschend. So treten keine oder kaum Verletzungen auf. In der klassischen Ethologie wurde die Seltenheit von Beschädigungskämpfen gruppenselektionistisch im Sinne eines Arterhaltungsprinzips gedeutet. Die gelegentliche Verletzung oder Tötung eines Artgenossen wurde als Unfall oder krankhafte Abweichung gesehen (Lorenz 1978).

Heute wird die Evolution des Kampfverhaltens und das Vorherrschen von Kommentkämpfen allein unter Annahme einer Individualselektion erklärt.

Die überholte gruppenselektionistische Darstellung der Evolution von Kommentkämpfen ging davon aus, dass Gruppen, in denen alle Mitglieder etwa Kommentkämpfer sind, mit solchen konkurrieren, in denen Beschädigungsbeißer vorherrscht. Dieses ist als simples Modell zu verstehen, welches den Zugang zu verhaltensökologischen Gegebenheiten liefern sollte. Es ist plausi-

bei, dass sich die friedlichen Kommentkämpfer durchsetzen werden. Bei diesem gedanklichen Konstrukt jedoch wird das Auftreten von Mutationen vernachlässigt. Maynard, Smith und Price (1974, 1976) stellten heraus, dass immer dann, wenn in einer Population, in der alle Mitglieder eine der Verhaltensstrategien zeigen (z.B. Kommentkämpfer sind) und die jeweils andere Strategie als Mutante auftritt (z.B. Beschädigungskämpfer hinzukommen), sich diese Mutante schnell durchsetzt. Es entsteht eine Mischpopulation, beide Mutanten kommen in einem bestimmten Häufigkeitsverhältnis vor (evolutionsstabile Strategien, ESS, entwickeln sich). Quintessenz dieser spieltheoretischen Überlegungen ist, dass jedes Individuum auf eine bestimmte Kampfstrategie festgelegt ist und diese wird sich über den Kampf Erfolg in der Fortpflanzungswahrscheinlichkeit niederschlagen, so dass die erfolgreichere Strategie in der nächsten Generation von mehr Individuen gezeigt wird als in dieser Generation.

Kontrahenten tragen während einer Auseinandersetzung stets das Risiko, dass Interaktionen eskalieren. Und in diesem Punkt müssen sie sich »entscheiden«, abhängig von drei Faktoren: a. von dem Nutzen, den beispielsweise eine Ressource für sie hat, b. von den Gewinnchancen und c. von den möglichen Kosten, etwa durch Energieverbrauch und die zu erwartenden Verletzungen. In dieser Kosten-Nutzen-Analyse müssen die Gewinnchancen wie möglichen Kosten auf einer Einschätzung des Gegners basieren. Und hier wird es interessant: Da die meisten Auseinandersetzungen mit Drohsignalen beginnen, und oft auch nur durch Drohungen entschieden werden, zumal bei Caniden, muss die Gegnereinschätzung zunächst auf dessen Drohsignalen beruhen. Sie können Anzeiger seiner

Kampfkraft als auch seiner Kampf- bzw. Eskalationsbereitschaft sein.

Inwieweit ist zu erwarten, dass die Motivation oder Bereitschaft zu kämpfen aufgrund der Drohsignale eingeschätzt werden kann? Was resultiert, ist ein »Zermürbungskrieg« oder ein Test des »Durchhaltevermögens« (M. Smith). Die nervale Ausstattung ist also ausschlaggebend für die Entscheidung: wie lange hält ein Wolf oder ein Hund den Drohungen seines Gegenübers stand?

Damit kommen wir zur aggressiven Kommunikation (Hinde 1972, 1976, Feddersen-Petersen 2000a).

## Aggressive Kommunikation

Zwei Rivalen besitzen die gleiche Kampfkraft und zeigen ausschließlich Drohsignale. Wenn der Konflikt nicht eskaliert, können die Tiere nur weiter drohen und die Entscheidung darüber, wer z.B. das Streitobjekt erhält, fällt dadurch, dass einer der beiden aufgibt. Wer länger durchhält, gewinnt also. Eines der Ergebnisse dieses Modells besagt, dass es nachteilig sein muss, dem Gegner die eigene Durchhaltebereitschaft anzuzeigen, weil so eigene Chancen verringert werden. Das ist einleuchtend, denn der Rivale könnte daraufhin seine Durchhaltebereitschaft steigern und den Kampf gewinnen. Demnach hätte die Evolution zu Drohsignalen führen müssen, die in ihrer Form konstant, also von typischer Intensität sind und dem Empfänger keine Informationen über das weitere Vorgehen des Senders geben. Das aber stimmt nicht.

Denn gerade die Drohsignale vieler Säugetiere sind abgestuft und auch bei Wölfen sehr ausgeprägt differenziert. Modellhafte Vorstellungen sind bezüglich folgender Fakten nicht stimmig: echte Konflikte, die zu Ernstkämpfen eskalieren, werden schlicht den Komment-

cämpfen gegenübergestellt. Dabei ist der »Grauzonenbereich« doch so entscheidend für das Entstehen der Eskalation.

Tatsächlich also gibt es keinen sprunghaften Wechsel vom Kommentzum Ernstkampf, sondern eine abgestufte Steigerung der Auseinandersetzung.

Beim »war of nerves« können zudem Verletzungen auftreten, die zum sofortigen Rückzug des verletzten Tieres führen.

Im Zuge der wiederholten Begegnungen mit individueller Wiedererkennung kann das ehrliche Signalisieren der Intention dem Bluffen mit Drohsignalen stereotyper Intensität durchaus überlegen sein. Dennoch, es klafft immer noch eine große Lücke zwischen den oft sehr simplen Modellen zum Aggressionsverhalten und der weitaus komplexeren Realität. Eine offene Frage beschäftigt sich mit der Funktion von Drohsignalen in individualisierten Gruppen, in denen jedes Tier zwar einen Ressourcenzugang erreichen muss, aber andererseits auch auf ein kooperatives Zusammenleben mit den anderen Gruppenmitgliedern angewiesen ist (Zahavi & Zahavi 1988). Nur ein Tier, das sich seiner Fähigkeiten bewusst und kampfbereit ist, wird das Risiko eingehen und drohen. Die in ihrer Intensität abgestuften Drohsignale der Wölfe ermöglichen es dem Gegner, die eigenen Chancen immer wieder abzuschätzen und sich rechtzeitig zurückzuziehen (Plagmann 2003). Konflikte sollten tunlichst nicht zum Ende des Zusammenlebens führen. Dann gäbe es keine sozialen Gruppen.

### **Zusammen arbeiten, zusammen leben**

Wölfe haben ein hoch entwickeltes Sozialverhalten und sie verfügen über ein differenziertes Kommunikationsvermö-

gen, denn ein Rudelleben erfordert präzise wirkende Mittel zur Regelung der Beziehungen zwischen den Individuen. Diese sind auch den Hunden, in unterschiedlich abgewandelter Form, grundsätzlich zu eigen. Die Unterschiede entwickelten sich in Anpassung an die besonderen ökologischen Gegebenheiten des Hausstandes, deren Anforderungen heute eine Passung nicht selten schwierig bis ethisch nicht mehr vertretbar erscheinen lassen, denn etliche Hunde haben wenig bzw. keinerlei Möglichkeiten mehr, in einer sozialen Gruppe oder in sozialer Beziehung zu Menschen und Artgenossen zu leben, sie haben zudem keine Aufgaben, die ihnen gemäß sind. Sie werden zum Sozialpartner nach menschlichen Vorstellungen »geformt«. Und damit sind sie hemmungslos überfordert, entwickeln Verhaltensauffälligkeiten und gefallen nicht mehr. Attribute wie »undankbar« mögen zur Kennzeichnung von Hunden bizarr anmuten, sind aber nicht selten. Denn Hunde werden extrem vermenschlicht. Und wer den Hund der Familie kritisiert, trifft letztere. Hunde werden krankgeliebt oder totgeliebt, weil sie Platzhalter für alle möglichen Sehnsüchte und Erwartungen wurden, die Menschen nicht erfüllten. Und oft enttäuschen sie, weil sie eben doch nicht »die besseren Menschen« sind. Ihre hundlichen Fähigkeiten bleiben vielfach unerkannt.

Wir wollten herausfinden, inwieweit hundliche Fähigkeiten zum koordinierten Handeln noch vorhanden sind, untersuchten die Austragung ihrer Rivalitäten wie die Fürsorge füreinander, wenn sie in Gruppen leben. So wie Wölfe. Die Ontogenese verschiedener Rassen wurde und wird also weiterhin untersucht. Neue Ergebnisse zeigen, dass auch Hunde in Gruppen hoch sozial sind und ein sehr hohes Niveau in der sozialen Organisation erreichen.

Dieses geschieht, anders als unter Wölfen, mit anderen Strategien als diese nutzen, und nicht in deren vielfältigen Sozialbezügen.

Wölfe imponieren durch ihre ausgeprägte Plastizität des Verhaltens und die Differenzierungsmöglichkeit innerhalb ihrer Populationen, abhängig von ökologischen Zwängen: So gibt es, grob betrachtet, die Gruppe in der wenig gestörten Landschaft. In den oft schwer zugänglichen Gebieten werden Menschen gemieden. Allerdings hat z.B. David Mech mit den arktischen Wölfen, die den Menschen nicht als Feind kennen gelernt hatten, andere Erfahrungen gemacht, die Tiere zeigten wenig Scheuverhalten und ließen Menschen an ihren Rudelleben »teilnehmen« (Mech 1991).

In der anthropogen beeinflussten Landschaft dann suchen Wölfe die Nähe der Siedlungen, ernähren sich zu einem Großteil von Aas und Haustieren, zeigen sich synanthrop.

Die Jagd Kooperation unter Wölfen ist mit Recht legendär: sie verfügen über ein großes Spektrum der Jagdmethoden, angepasst an die Vielfalt ihrer Beutetiere und der jeweiligen Jagdbedingungen.

Das spezifisch wölfische Rudelleben hat sich auch in Anpassung an die vielfältige Jagd auf große Herdentiere entwickelt. Da gibt es das Absprengen von schwächeren Tieren, Jungtieren, alten Tieren, die dann gehetzt und attackiert werden. Wölfe sind sicher keine langausdauernden Hetzjäger, sie erreichen jedoch Galoppgeschwindigkeiten von 40-50 km/h (60-65 km/h) (Mech 1991). Ihre Jagd entbehrt der Hektik jagender Hunde, zumindest im allgemeinen.

Gefährlich wird das urbane Leben für Hunde und Menschen insbesondere dann, wenn letzere sie, ob bewusst oder nicht, immer wieder auf das Apportie-

ren von Bällen und ähnlichen Objekten konditionieren, wenn das Hinterherlaufen zum selbstbelohnenden »Suchtmittel« wird. Handlungsketten des Beutefangs sind es nicht selten, wenn Menschen, insbesondere Kinder, durch Hunde attackiert werden. Jegliches Training über das Verfolgen sich schnell fortbewegender Gegenstände sollte unterbleiben, in exzessiver Form allemal. Werden zwei Hunde (oder mehr) geführt, kann es zudem verheerende Folgen haben, wenn diese jagdlich kooperieren. Nein, ich male kein »neues« Schreckgespenst, wir alle sollten uns täglich klarmachen, welche Verantwortung wir tragen, wenn wir Hunde besitzen, der Gesellschaft wie den Tieren gegenüber. Und eine Situation, die an Hamburg und den Tod Volkans erinnert, darf sich nicht angedeutet wiederholen. Die Hunde, die Volkan töteten, waren auf das Zerbeißen von Bällen getrimmt, auf das Hinterherlaufen, Festbeißen und Schütteln. Und die Elemente ihre Verhaltens wurden dann zum schrecklich fehlgeleiteten Jagdverhalten, kooperativ durchgeführt.

Wölfische Jagdtechniken sind situativ bedingt verschieden und sehr vielfältig:

„ Beim kooperativen Ablenken wartet ein zweiter Wolf auf die durch den ersten erzeugte Unaufmerksamkeit des Beutetiers, um dieses zu töten. f. Treibjagden sehen so aus, dass es lauende und treibende Wölfe gibt, erstere warten auf dem Fluchtweg des Beutetieres.

„ Als Kesseltreiben wird ein Verfolgen und Wegabschneiden bezeichnet. „ In die Ecke Treiben ist häufig. Beutetiere werden in den Schnee, auf das Eis oder an Steilwände, Schluchten und Anhänge getrieben, wo sie erwartet werden bzw. leichter überwältigt werden können (auf dem Eis läuft ein Huftier unsicher, rutscht evtl. aus).

f. Einzeltieren wird aufgelauert. ,. Kleine Beutetiere werden durch Mäuseisprünge getötet. Dabei verlieren alle vier Extremitäten des Wolfes Bodenhaftung, springen auf das Beutetier, das durch Nackenschütteln getötet wird (Bibikow 1990, Ginsberg 1987, Okarma 1997)-

Diese Techniken zeigen die ausgeprägte Vielseitigkeit und Koordination der Handlungen bei Wolfsjagden und verdeutlichen einige Formen der Zusammenarbeit.

Das Verhalten und die soziale Organisation des Wolfes hängen eng miteinander zusammen, sie bedingen sich wechselseitig. Wölfe sind territoriale Tiere mit einer geordneten Struktur ihrer Beziehungen und einer geregelten Verteilung der Rudel, mit einer klaren Stellung der Individuen innerhalb dieser sozialen Gruppen.

Voraussetzung für dieses hoch entwickelte Sozialleben ist für Wölfe wie Haushunde ein klares Informations- und Kommunikationssystem (gespeist durch Elemente visueller, akustischer, olfaktorischer, gustatorischer und taktischer Übertragungskanäle).

Die wölfischen Sozialsysteme sind Regulierungsmechanismen unterworfen: So ist die Rudelgröße abhängig von den Bedingungen eines Reviers. Bei niedriger Populationsdichte kommt es zur Vergrößerung des Rudels, bei hoher Populationsdichte nimmt die Zahl der Einzelgänger unter den Wölfen zu.

Es gibt die genannte Beutespezialisierung in Abhängigkeit von der Rudelgröße (Mech 1991): Ein Rudel, das trophisch an den Elch gebunden ist, muss groß sein, da kooperative Jagd erforderlich ist (10-20 Tiere und darüber hinaus). Im statistischen Mittel umfassen Rudel, deren Mitglieder Hirsche erbeuten ca. 6-10 Tiere und werden überwiegend Rehe verzehrt, so reichen 5-6 Tiere aus, um das Nahrungsproblem zu lö-

sen. Die Rudelgröße des Wolfes ist also abhängig von seiner Populationsdichte und der Größe der Hauptbeutetiere.

Solche Bestandsregulierungen gibt es unter Hunden nicht, dennoch können sie durchaus in der Lage sein, *analoge Mechanismen in den unterschiedlichsten Situationen zu zeigen*. So sollte man das Wolfsverhalten kennen, um Strategien hundlichen Zusammenlebens und Kooperierens zuordnen, verstehen -und ggf. verhindern zu können.

Unter den Wölfen eines Rudels wird koordiniert agiert und interagiert. Die Gruppe verhält sich aufeinander bezogen, als einheitliches Ganzes. Die Stabilität der Beziehungen bestimmt wesentlich die Art der Nutzung der Beute und die Stellung der Gruppe. Dieses Aufeinander-abgestimmt-Sein ist unter Hunden, die in Gruppen leben, nur mehr fragmentarisch festzustellen. Auch für die Nordlandrassen, die von uns unter den verschiedensten Bedingungen untersucht wurden (Gruppe mit ausgeprägtem Menschenanschluss, Meyer 1998), Gruppe mit ausgeprägten Möglichkeiten zur Selbstoptimierung und -regulation (Meyer in Vorb.), gilt, dass bei vielen Ähnlichkeiten zum Wolf (Ethogramm, Interaktionen), die Unterschiede doch immens sind, bezogen auf Flexibilität und gruppenbezogenes Verhalten.

Für streunende Hunde (Parias) wurden zum Teil die Kriterien einer sozialen Gruppe beschrieben (z.B. Nesbitt 1975), die Gruppen waren jedoch überwiegend kleiner und die Tiere zeigten Menschen gegenüber ausgeprägtes Scheuverhalten. Sie partizipierten jedoch durchaus von ihrer Anwesenheit (Futterabfälle, z.T. Sozialkontakte).

Um zu erfahren, inwieweit die sozialen Regulationsmechanismen bei Hunden unterschiedlicher Rassezugehörigkeit noch greifen, untersuchten wir zu nächst gleichaltrige, dann altersstrukturierte

Beispiele zur Kooperation und der Lösung von Konflikten: In der Kommunikation zu dritt (1) führen Alpha-Rüde (liegend) und Fähe Schnauzenzärtlichkeiten aus, während simultan dem Geschlechtsrivalen Zähneblecken und Drohfixieren zuteil wird. Der Subdominante reagiert mit Beschwichtigungsgesten (Licking Intention, Wegsehen, Ohren anlegen).

2 Eine aggressive Atmosphäre wird durch Initiieren eines Sozialspiels umgelenkt: der bedrängte Wolf wirft sich strampelnd auf den Boden - und der Aggressor beißt äußerst gehemmt in dessen Kehlhaut. Der Versuch scheint gelungen. Über-den-Fang-Fassen kann so vieles bedeuten: hier (3)

kennzeichnet es die Zusammengehörigkeit des Alpha-Paares anderen Wölfen gegenüber, wird gehemmt ausgeführt, von der Fähe durch Heranschieben der Schnauzenregion unterstützt. Es fördert infolge Schnauzenzärtlichkeitsaustausch die Bindung zur Wölfin. Auch der Schwanz des Rüden, der die Fähe »umarmt«, unterstreicht diese taktile Kommunikation (4).

5 Alaskan Malamutes mit Welpen interagieren aufeinander bezogen und sind sehr gut in der Lage, eine soziale Gruppe zu etablieren und aufrechtzuerhalten.

6 Die Welpen unternehmen gemeinsame Ausflüge, erkunden die Umgebung zu meist mit einem oder einigen adulten Hunden, sie spielen häufig und dieses sehr differenziert.



rierte Gruppen unter vergleichbaren, gut strukturierten Gehegebedingungen. Die Problematik der wissenschaftlichen Arbeit mit Hunden liegt in der Vielfalt der Unbekannten und ihrer Wirkungen (Variablen). Es liegt auf der Hand, dass Hunde, die in einer Familie leben, kaum annähernd objektive Daten zu liefern vermögen. Es sei denn, die frühe Verhaltensontogenese wird unter vergleichbaren Bedingungen vorgenommen (s.S. 249). Sind die Hunde älter, ist

ihre Entwicklung nicht protokolliert worden, gibt es keinerlei Ansätze zur wissenschaftlichen Analyse aktueller Verhaltens Systeme zwischen Hund und Mensch. Auch universitätseigene Versuchstiergruppen vermögen hier kaum Fakten zu liefern, da hier in aller Regel Verhaltensweisen aus nicht mehr zuzuordnenden Gründen (Lernen) Veränderungen erfahren.

Das Unterfangen des Vergleichs der Qualität wie Quantität des Zusammen-



lebens und Zusammenarbeitens von Hunden verschiedener Rassezugehörigkeit ist sehr aufwändig, kostet Zeit, braucht versierte Wissenschaftler - und Finanzierungsmöglichkeiten...

### Konflikte lösen

Der Vergleich agonistischer Interaktionen, die jeweils zwischen zwei Tieren auftraten (Dyaden, dyadische Interaktionen) im Verlauf des ersten Lebensjahres bei europäischen Wölfen (*Canis lupus lupus* L.) und verschiedenen Hunderassen (*Canis lupus* f. *familiaris*), weist den Zwergpudeln, die durch zunehmende und sehr ausgeprägte unritualisierte aggressive Auftritte auffielen, die Unfähigkeit zu, das Leben in einer Gruppe *ohne den Partner Mensch* zu regulieren. Insbesondere die Zwergpudeln waren immer wieder überfordert. Konflikte um Geschlechtspartner oder Futterressourcen eskalierten sehr häufig, Kooperationen fehlten oder sie waren auf Untergruppen (Welpen, Welpen und Mutterhündin) begrenzt. Ein Zusammenarbeiten, welches hilfreich für alle Gruppenmitglieder gewesen wäre, fehlte nahezu ganz. Insbesondere Zwergpudeln sind ausgesprochene »Menschenhunde«, die in der Familie oder im Zusammenleben

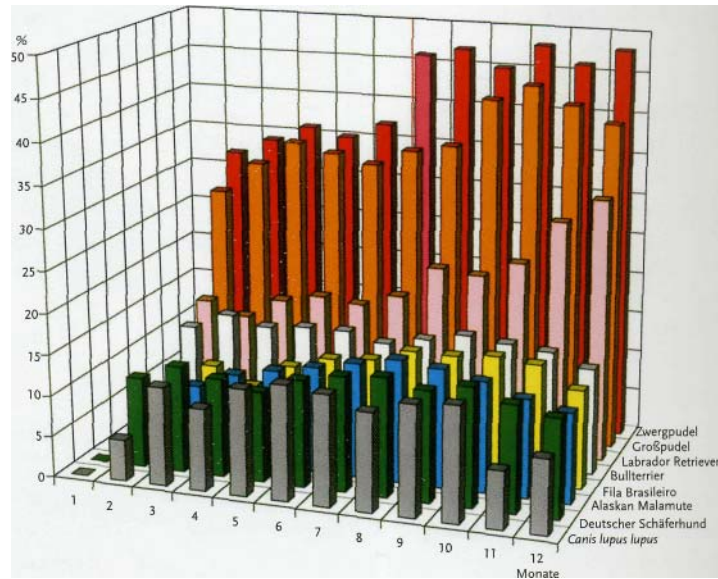
mit einer Person durch ausgeprägtes Anpassungsvermögen auffallen. So eignen sie sich auch sehr für ältere Menschen, die weniger und nicht mehr so zügig gehen können, einen Hund als Menschersatz brauchen, mit dem sie reden, den sie verwöhnen können. Wir filmten immer wieder Pudeln in Familien, waren überrascht, wie sehr gut sie sich hier einpassten. Diese Erfahrungen werden nicht graphisch dargestellt, da durch Züchter oder Hundehalter durchgeführte qualitative/quantitative Aufzeichnungen schlicht zu subjektiv sind und damit von zweifelhaftem Aussagewert werden.

Eines kann als gesichert gelten: Pudeln sind ausgesprochene Menschenbegleiter, wunderbare Hunde für Familien

1 Deutsche Schäferhunde, die im institutseigenen Tiergarten in Kiel im Rudel leben, entwickeln eigene Taktiken zur Konfliktlösung. Die lautliche Kommunikation spielt unter ihnen eine große Rolle.

2 Auch Sozialspele sind häufig, relativ stereotyp, verglichen mit den wölfischen Spielen, jedoch wirkungsvoll.  
3 Tiere mit hohem Status dokumentieren diesen auch liegend ...

Entwicklung aggressiver Interaktionen (Dyaden) im Verlauf des ersten Lebensjahres bei Europäischen Wölfen und verschiedenen Hunderassen (Deutscher Schäferhund, Alaskan Malamute, Fila Brasileiro, Bullterrier, Labrador Retriever, Großpudel, Zwergpudel). Aufgetragen wurde der Prozentsatz aller aggressiven Auseinandersetzungen (ritualisiert und nicht ritualisiert) relativ zu allen sozialen Interaktionen. Alle Rassen lebten wie die Wölfe in sozialen Gruppen, in Rudeln.



wie alleinstehende Menschen - im Rudel fallen sie durch ausgeprägtes Aggressionsverhalten auf. Ihr stark reduziertes optisches Ausdrucksverhalten mag ursächlich von Belang sein - ihre Präferenz gilt eindeutig dem Menschen.

Deutsche Schäferhunde, Alaskan Malamutes, Fila Brasileiros, Bullterrier und auch Labrador Retriever organisieren ihr Zusammenleben, wenn auch mittels differenter Strategien, gemessen am Verhalten der Wölfe.

So können wir die These, dass Bullterrier nicht mit Artgenossen leben können, ad acta legen. Natürlich gibt es nicht *den* Bullterrier oder *den* Jack Russell Terrier usw., unsere Tiere entstammten einer sehr guten Zuchtlinie und ihre frühe Ontogenese verlief störungsfrei.

### Rangordnungsverhalten

Dominanz bezeichnet zunächst einmal eine Eigenschaft von Beziehungen und nicht von Individuen. *Den* dominanten Hund kenne ich nicht. Zu jeder Interak-

tion gehören mindestens zwei Tiere - und das Verhalten eines Hundes kann sehr differieren, abhängig von seinem Gegenüber.

Die Bestimmungskriterien wie die Definition von Dominanz sind umstritten (Macdonald 1985, Frank et al. 1997). Es werden unterschieden:

1. Häufigkeitsverteilung von Angriffen,
2. Häufigkeitsverteilung von aktiver und passiver Unterwerfung,
3. Gewinn einer Futterressource oder anderer Ressourcen,
4. das Ausdrucksverhalten

Punkt 1: erscheint für Wölfe und Hunde untauglich, da in bestimmten sozialen Situationen die Subdominanten Wölfe häufiger die dominanten Tiere angreifen als umgekehrt.

Punkt 2: ist unbefriedigend, da er nur das Verhalten der Subdominanten Tiere betrachtet.

Punkt 3 + 4: führen unter Umständen zu einem Zirkelschluss. Denn, wenn die Funktion der Dominanz im bevorzugten Ressourcenzugang gese-

hen wird, kann dieser nicht selbst zum Bestimmungskriterium werden.

Wenn das Tier, das den Knochen oder das Beutetier gewinnt, als dominant bezeichnet wird, so kann die Antwort auf die Frage, auf welche Weise dieser Gewinn erreicht wird, nicht mehr »Dominanz« lauten.

Ähnliches gilt für das Ausdrucksverhalten, wenn eine Aussage über den Zusammenhang von Dominanz und den Einsatz von Signalen allein in der Kommunikation angestrebt wird. Wichtige Indikatoren zur Bestimmung des sozialen Status liefert das Ausdrucksverhalten allemal.

Dominanz bedeutet, dass in einer dyadischen Beziehung A regelmäßig die Freiheit von B einschränkt bzw. sich selbst ein hohes Maß an Freiheit zugeht, ohne dass B effektiv etwas dagegen tut, sondern B akzeptiert seine Einschränkungen. Dominanz bezeichnet also eine Regelmäßigkeit in einer dyadischen Be-

ziehung. Sie ist dann gegeben, wenn A bestimmte Verhaltensweisen gegenüber B häufiger zeigt, als zufällig zu erwarten wäre. Dabei handelt es sich um Verhaltensweisen, die die Verhaltensmöglichkeiten, insbesondere die Bewegungsfreiheit, von B einschränken. A reagiert dabei auf das Verhalten von B, ohne durch dieses Verhalten eingeschränkt zu werden. *B duldet die Einschränkung ohne deutliche oder effektive Gegenwehr.* Tatsächlich ist Dominanz wesentlich vom Verhalten B's abhängig, da seine Reaktion die Effektivität der Verhaltensweisen von A bestimmt. Dominanz ist aber andererseits *die von B akzeptierte Verhaltensfreiheit von A*, z.B. die Freiheit, B's Individualdistanz zu missachten oder ihn zu verprügeln etc.

#### + Kennzeichen für Dominanz

Die Häufigkeiten von Verhaltensereignissen, bei denen Tier A Tier B einschränkt oder A sich frei gegen B verhält.

1 Imponierauftritt eines Schäferhundrüden, der durch Schwanz- und Ohrenhaltung sowie Körperausdruck dem Gegenüber seine Dominanz kundtut. Dieser imponiert ange deutet zurück, um schließlich den Abstand zum Aggressor, der ihm den Weg verstellt, zu vergrößern.

2 Dieses Drohfixieren bewirkt eine deutliche Verhaltensänderung, ein Ausweichen des defensiv-submissiv signalisierenden Empfängers. Der Rangabstand zwischen beiden ist größer, der Status klarer als im Falle der Rüden in I.

3 Offensives und defensives Drohen. Die schützende Kiste erlaubt dem bedrohten



Tier eine Verhaltensfreiheit, die »unbedacht« nicht gegeben wäre und den Auftritt stark verändert hätte (Flucht). 4 Imponieraufstellen des ranghohen Tieres vordem Partner, der nicht protestiert, vielmehr dessen Vorrechte durch Beschwichtigungssignale (Licking Intention, sich kleinmachen) akzeptiert.

5 Ein Schäferhund stellt sich in Impoverhaltung (aufgerichteter Schwanz, Fixieren, Stehenbleiben), in sog. T-Sequenz vor einen Rangniedereren. Dieser vermeidet den Blickkontakt, sein Hecheln deutet auf Anspannung, und er bleibt sitzen, bildet damit den Längsbalken des T, dessen Querbalken das ranghohe Tier beschreibt. Ein drittes Tier macht sich klein, zeigt »low posture«.

6 Durch Blickkontakt wird ein Fixieren in bestimmter Position erreicht bzw. eine Bewegungsveränderung verhindert (Drohfixieren). Reaktiv auf Wegverstellen und Drohfixieren kann defensiv gedroht werden, womit gegen die Bewegungseinschränkung bzw. den Rang des Drohenden protestiert wird.

7 Runterdrücken und gehemmtes Beißen zweier kooperierender Schäferhunde einem in Rückenlage befindlichen Gruppenmitglied gegenüber, das leicht protestiert (defensiv droht).

8 Vorne-Zähneblecken bei aufgerichtetem und nach vorn gerichtetem Kopf eines ranghohen Tieres einem Subdominanten gegenüber, das die Ohren zu rücklegt, den Blick vermeidet, den Kopf senkt und weiter geht.

9 Über-den-Fang-Beißen zwischen Wölfen mit klarem Sozialstatus: der Subdominante, legt die Ohren zurück, protestiert



schwach (leichtes Zähneblecken), der Dominante führt die Geste aus deutlich höherer Position aus.

10 Drüberstehen bzw. Quer-Aufreiten: Der ranghöhere Schäferhund ist quer aufgeritten, beschreibt so wiederum eine T-Sequenz, sein Ausdruck wirkt dennoch leicht unsicher durch die dachziegelförmig abgeklappten Ohren. Mischmotivationen sind häufig, Beziehungen und Ränge ändern sich in den Gruppen — und hier »probiert« einer, seinen Status zu verändern.

Diese Verhaltensweisen werden als dominantes Verhalten zusammengefasst:

*f.* Weg verstellen, „ »Blickfixieren« oder »Festhalten«,

„ Bewegungskontrolle, *f.* Runterdrücken, *f.* in die Ecke drängen, *f.* Zwickeln, *f.* Verprügeln (gehemmtes Beschädigungsbeißen), „ Verdrängen. Für alle Ereignisse gilt, dass nur »erfolgreiches« Verhalten von A gezählt wird, d.h. B zeigt keine oder keine effektive Gegenwehr. Diese Dominanzparameter müssen nicht für sämtliche Dyaden nachweisbar sein, in jeder dyadischen Beziehung aber, in der ein Dominanzverhältnis etabliert wurde,



**11** Aktive Demut des linken Schäferhuns des dem mittig sitzenden gegenüber: aus geduckter Körperhaltung heraus wird die Schnauze in Richtung der Mundwinkel des dominanten Hundes geführt.

**12** Zwickeln und gehemmes Beißen einem passiven Demut signalisierenden Gruppenmitglied gegenüber.

**13** Bewachen einer Ressource, liegend, aufrechte Hals- und Kopfhaltung, rechte Pfote liegt auf dem Gegenstand.

**14** Bewegungskontrolle durch Anwesenheit: dominanter Hund sitzt, sieht sich um, subdominanter in passiver Demut mit leichtem Defensivdrohen (welches er bei Blickkontakt sofort durch eine Licking intention »aus tauscht«).

**15** Bewegungskontrolle des liegenden Tieres durch Distanzunterschreitung und Blickkontakt des Doyominanten.

**16** Bewachen einer Ressource (mit Ausdrucksmerkmalen der schwindenden sozialen Sicherheit: der Körper wird gesenkt, der Kopf auch («low posture», die Schwanzbewegung führt nach unten) bei Annäherung eines dominanten Partners. Letztendlich wird ihm ausgewichen.

müssen sie absolut unidirektional auftreten.

So kann es sein, dass zwischen zwei Tieren kaum Interaktionen stattfinden, weil beide durch ein drittes in ihrer Bewegungsfreiheit weitgehend eingeschränkt sind. Treten sie jedoch auf, so dürfen sie nur in eine Richtung weisen. Weitere Dominanzverhaltensweisen: >. Über die Schnauze beißen, >. quer aufreiten; es stellt zwar keine deutliche Einschränkung dar, ist aber durch eine klare Duldung des Rezipienten gekennzeichnet (= Dominanz anzeigendes Verhalten),

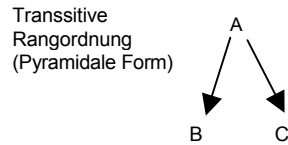
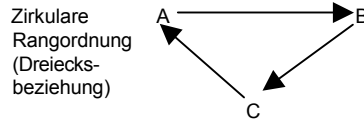
„ aktive und passive Unterwerfung als Ausdruck der Akzeptanz der Subdominanz,

„ Körperhaltungen »high posture« und »low posture« als deutliche Anzeiger für Dominanz.

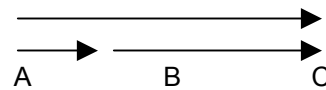
Aus den Dominanzbeziehungen wird dann auf die Rangordnung oder Hierarchie rückgeschlossen. Es handelt sich dabei um die Gesamtheit aller Dominanzbeziehungen.

Haushunde zeigen ein prinzipiell wölfisches Verhalten, ihre große Variabilität beruht auf domestikationsbedingten Änderungen, immer wieder auf

Mögliche Rangordnungen bei Wölfen und Haushunden. Zirkular: A dominiert B, B ist über C dominant, der seinerseits A dominiert. Pyramidal: A dominiert B und C. Linear: A dominiert B und C; B dominiert C. Durch Beziehungen unterschiedlicher Qualität kommt es zu abhängigen Rängen: in An- oder Abwesenheit bestimmter Tiere kann ein Individuum im Rang »auf-« oder »abstei-



Transitive Rangordnung (Lineare Form)



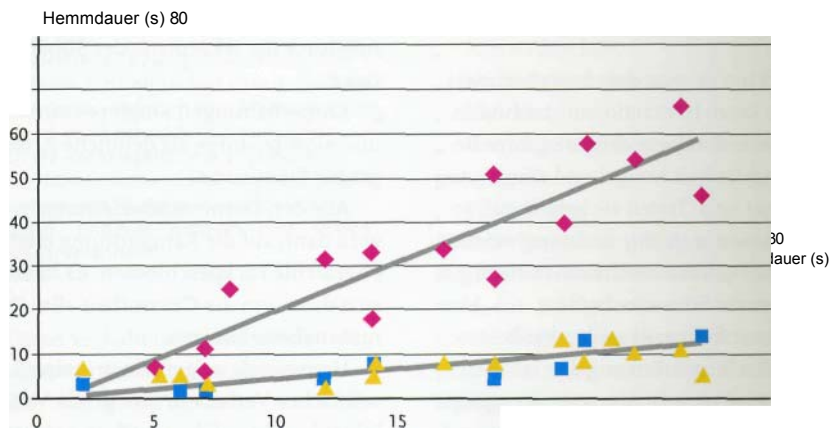
Drohdauer und Hemmdauer bei Wölfen und Deutschen Schäferhunden. Oben: lineare Regressionsgrade für Wölfe; unten für Deutsche Schäferhunde. Während unter den aggressiv kommunizierenden Wölfen eine lange Hemmung des jeweils bedrohten Tieres auffällt (auf ein 20 sec währendes Drohen z.B. erfolgt im Mittel eine Hemmung von 45 sec), liegen Drohen und Hemmung unter den Schäferhunden zeitlich eng beieinander. Die Erklärung dieses Phänomens ist wohl in den kürzeren aggressiven Kommunikationssequenzen der Schäferhunde zu sehen, die durch Fliehen oder Zwicken beendet werden, Wölfe können außerordentlich beeindruckt sein und ihre Reaktionen dauern an, was auf eine biologisch sinnvolle Kommunikation mit weniger Verletzungsrisiken verweist.

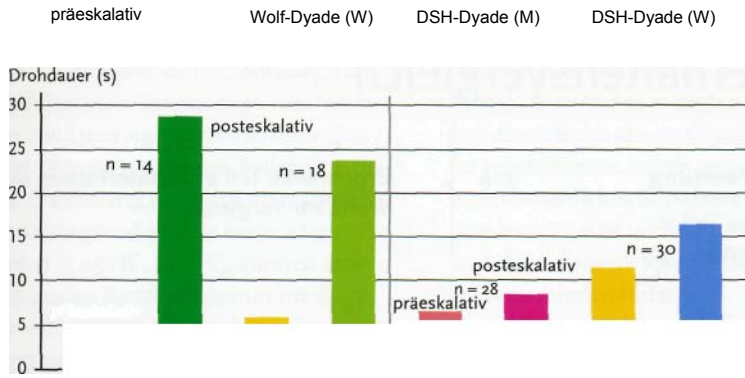
ganz individuellen Besonderheiten des Zusammenlebens mit Menschen, so auch im Bereich des Aggressionsverhaltens.

Die gelisteten Terrierrassen, so unser derzeitiger Stand, sind von dieser ausgeprägten Variabilität nicht ausgenommen. So fand Redlich (1998) unterschiedlich ausgeprägte Prädispositionen für aggressives Verhalten beim American Staffordshire Terrier in Korrelation zu vermeintlich vergrößertem Ausdrucksverhalten im Ernstbezug, beschrieb jedoch Beißspiele unter Einsatz ausgeprägter Mimik sowie die Integra-

tion gestischer und mimischer Elemente ins Sozialspiel, die vorhandene Ausdrucksmöglichkeiten belegen. Die beobachteten Würfe differierten außerordentlich hinsichtlich der Austragung von Konflikten. Das besonders häufige Beißen zur Einleitung von Kontaktspielen hingegen schränkt eventuell die Kommunikationsmöglichkeiten im Spiel einiger Tiere ein.

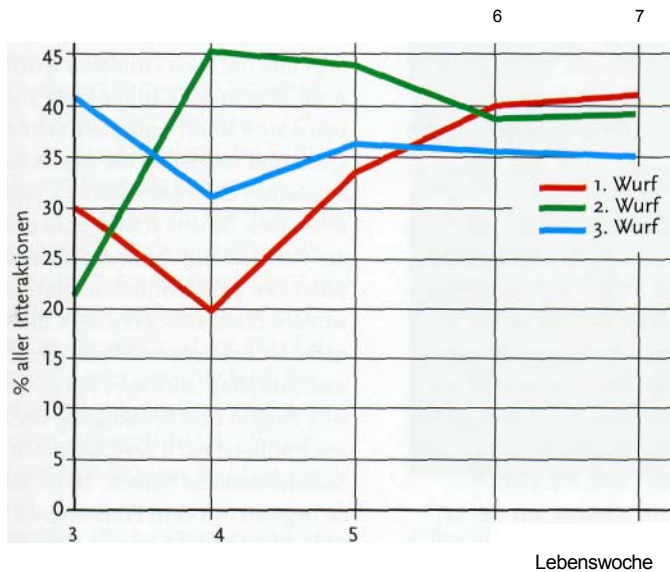
Beißen mit Festhalten mag eine Tendenz zur Reduktion innerartlicher Kommunikation verdeutlichen sowie zur aggressiven sozialen Exploration. Das Sozialspiel geht mitunter ohne vorherige Signale in Agonistik über, auch Kontaktaufnahmen können aggressiv beantwortet werden. Im Verlauf agonistischer Interaktionen tritt überwiegend zumindest einmaliges Schnappen oder Beißen auf. Es gibt keine längeren Drohrituale - trotz der vorhandenen mimischen Möglichkeiten. Die reduzierte aggressive Kommunikation und der daraus folgende, schnelle Zubiss wurden bei anderen Terrierrassen auch beobachtet. Das frühe Lernen ist hier von großer Bedeutung und eilige Interpretationen sind fehl am Platze. Die aggressiv interagierenden Tiere lebten unter eindeutig ungünstigen Umweltbedingungen.



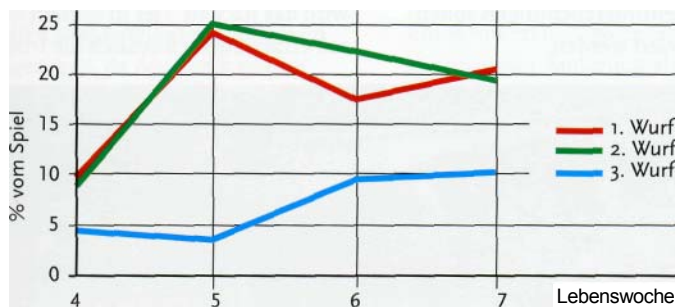


Die Drohdauer unter den Wölfen (Rüden und Fähen) war signifikant kürzer vor einer Eskalation (Eskalation wurde definiert als jeder physische Kontakt, auch Zwicken oder Schnappen, Beißen) als danach. Die Bedrängung bzw. der Schmerz (Schreck) veranlasste sie, kurz danach wesentlich länger zu drohen. Die Deutschen Schäferhunde drohten relativ kurz, vor wie nach einer Balgerei oder Beißerei. Wieder fällt auf, wie bedacht Wölfe auf Schadensvermeidung agieren/reagieren.

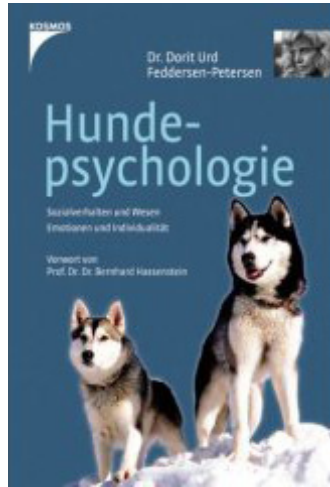
Wolf-Dyade (M)



Entwicklung des prozentualen Anteils der mit Beißen eingeleiteten Interaktionen beim American Staffordshire Terrier, bezogen auf die Gesamtzahl aller Interaktionen (nach Redlich 1998). Beißen führt oft zum Sozialspiel und die Erfolgsquote in der 7. Lebenswoche übersteigt bei allen Würfen deutlich 35%. Tritt Beißen reaktiv auf, so folgt nach Redlich (1998) in über 58% der Fälle ein Sozialspiel, was verdeutlicht, dass Beißen sehr unterschiedlichen Motivationen folgt, hier ist es spielerisch bedeutungsvoll.



Entwicklung des prozentualen Anteils des Übergangs vom Spiel zur Agonistik, bezogen auf das gesamte Spielverhalten der 3 American Staffordshire Terrier Würfe (nach Redlich 1998). Es wird deutlich, dass aggressives Verhalten bei den Würfen (wie interindividuell) sehr variiert. Der 3. Wurf zeigte überwiegend Spielverhalten. Das Am. Staff.-Verhalten gibt es eben nicht, eine typische Entwicklung für diese Rasse (bezogen auf aggressive Verhaltensmuster) ebensowenig!



Dorit Feddersen-Petersen  
[Hunde-psychologie](#)

496 Seiten, geb.  
erschienen 2004



Mehr Homöopathie Bücher auf [www.narayana-verlag.de](http://www.narayana-verlag.de)